

Eberhard Hahn

Wieviel Bibel braucht die evangelische Kirche?

Einleitung Die römisch-katholische Kirche hat im Sommer dieses Jahres für erheblichen Wirbel gesorgt: In der Erklärung *Dominus Iesus* hat die Kongregation für Glaubenslehre im Vatikan festgestellt: „Es gibt also eine einzige Kirche Christi, die in der katholischen Kirche subsistiert und vom Nachfolger Petri und von den Bischöfen in Gemeinschaft mit ihm geleitet wird. ... Die kirchlichen Gemeinschaften hingegen, die den gültigen Episkopat und die ursprüngliche und vollständige Wahrheit des eucharistischen Mysteriums nicht bewahrt haben, sind nicht Kirchen im eigentlichen Sinn.“

Als evangelischer Christ reibt man sich verwundert die Augen und fragt: „Woher weiß Rom das eigentlich? Wie kommt es wohl zu dieser Aussage?“

Angesichts hierdurch schwer beschädigter ökumenischer Hoffnungen waren evangelische Kirchenvertreter um eine rasche Reaktion nicht verlegen. So hielt etwa der theologische Referent der württembergischen Kirchenleitung dem Wort aus Rom entgegen: „Wir sind Kirche Jesu Christi so gut wie die katholische Kirche. Wir feiern gültige Sakramente in der Nachfolge Jesu Christi und der Apostel. Wir leben in der apostolischen Nachfolge der ersten Frauen und Männer, die Jesus zur Verkündigung eingesetzt hat.“

Sollte der Papst diese Äußerung zu Gesicht bekommen haben, so mag auch er sich verwundert die Augen gerieben und dieselbe Frage gestellt haben: „Woher wissen die Stuttgarter das eigentlich? Wie kommen sie zu dieser diametral entgegengesetzten Aussage?“

Was vordergründig den Anschein einer unseligen Neuauflage des alten Themas „Theologengezänk“ erwecken könnte, hat gleichwohl einen höchst ernsthaften Hintergrund; enthüllt diese Episode doch nichts weniger als die völlig unterschiedliche Grundbestimmung der jeweiligen Kirche.

Die römische Glaubenskongregation kommt zu ihrer Verlautbarung angesichts der Tatsache, dass sie im Papst den *successor Petri* und *vicarius Christi* im Sinne des sichtbaren Repräsentanten der Kirche Jesu Christi wissen muss, die sich als solche mit der Fülle des Heiligen Geistes ausgestattet zu sehen hat. Sie muss geradezu davon ausgehen, dass aus diesem Grund nur in der römisch-katholischen Kirche das volle Heil in Christus gegeben sein und daher nur innerhalb dieser Gemeinschaft empfangen werden kann.

Der Vertreter einer evangelischen Kirchenleitung aber muss genau diesen Anspruch bestreiten. Er hat das vor dem Hintergrund des reformatorischen Protestrufes „sola scriptura“ zu tun. Nicht die Berufung auf eine fragwürdige Sukzessionslinie von Petrusnachfolgern oder auf eine vorgeblich durch den Heiligen Geist

legitimierte kirchliche Tradition garantiert die Katholizität und Apostolizität der Kirche. Diese Kirche entsteht, steht und besteht vielmehr allein auf dem einzigen Grund Jesus Christus (1.Kor 3,11). Die Kirche ist dort und nur dort, wo dieser ihr Herr in der Kraft des Heiligen Geistes selbst als *Christus praesens* zu Wort kommt, und dieses Geschehen wird erkannt an der Reinheit der Evangeliumsverkündigung und der Stiftungsgemäßheit der Sakramentsausteilung (vgl. CA VII).

Angesichts einer kontroverstheologischen Fragestellung wie der genannten leuchtet der protestantische Rückgriff auf das „sola scriptura“ allgemein und unmittelbar ein. Ganz anders verhält es sich dagegen bei einer Fülle von innerevangelischen Kontroversen, die die Grundlagen von Lehre und Leben aus dem Evangelium Jesu Christi betreffen. Zwar erfordert die Zugehörigkeit zur evangelischen Kirche, dass das „sola scriptura“ als Formel beibehalten wird. Tatsächlich aber wird diese Formel dann so unterschiedlich ausgelegt und auf den Schriftbezug angewandt, dass sich am Ende verschiedenartige und einander widersprechende Meinungen in unübersehbarer Vielfalt finden, die sich zwar alle mit Bibelziten schmücken, im Ergebnis aber jeden Verweis auf die „Klarheit der Schrift“ ad absurdum führen.

Wie wird in solcher Verwirrung verfahren? In aller Regel begegnen in den Kirchen synodale Strukturen, in denen Klärungen in Analogie zu politischen Gremien durch Mehrheitsbeschlüsse erzielt werden. Nicht selten wird darüber hinaus von kirchlichen Leitungsorganen ein scheinbar alle unterschiedlichen Richtungen einbeziehender Diskussionsprozess angestoßen, an dessen Ende sich eine gemeinsame Position herauskristallisieren soll, die verschiedenartige Anliegen auf einer Plattform vereint. Dies geschieht offenbar in der Erwartung, dass dabei aus der *vox populi* die *vox Dei* werden möge. Angesichts solcher Verfahrensweisen, grundlegende Anliegen der Gemeinde einer Entscheidung zuzuführen, drängt sich die Frage auf: „Wieviel Bibel braucht die evangelische Kirche“ – und man mag ergänzen: ... dann überhaupt noch?“

Das mit diesen Hinweisen skizzierte Problem soll im Folgenden in drei Schritten bearbeitet werden: Zunächst rufen wir uns die reformatorische Grundlage des „sola scriptura“ in Erinnerung. Dies geschieht nicht im Sinne einer historischen Reminiszenz, auf die eine evangelische Darlegung auch 500 Jahre nach der Reformation immer noch nicht verzichten kann. Vielmehr werden wir hierbei des Vorgangs ansichtig, dass sich die Heilige Schrift als geistliche Wirklichkeit und Kriterium gegen alle anderen Autoritäten als wirksam erweist. Genau dies aber ist für die Kirche zu allen Zeiten – und daher auch heute – fundamental.

Sodann soll das „protestantische Dilemma“ thematisiert werden. Es besteht in unserem Zusammenhang darin, dass das „sola scriptura“ zwar formal festgehalten, durch die Vielschichtigkeit subjektiv begründeter Bibelauslegungen jedoch zugleich völlig verdunkelt und damit als Exklusivpartikel aufgehoben wird.

Schließlich ist danach zu fragen, welcher Raum und Rang, welches Gewicht der Heiligen Schrift in einer Kirche zuzukommen hat, die sich „evangelisch“ nennt,

damit sie dieses Prädikat zu Recht führen kann, mithin die Frage zu beantworten: „Wieviel Bibel braucht die evangelische Kirche?“

1. Die reformatorische Grundlage: Die Wirkmacht des Wortes Gottes der Heiligen Schrift

In Martin Luthers Auseinandersetzung mit Erasmus über den freien bzw. unfreien Willen kommt der Rolle der Heiligen Schrift verständlicherweise besonderes Gewicht zu. Dabei treten die gegensätzlichen Positionen im Zusammenhang einer Illustration, die Erasmus einführt, anschaulich zutage. Er erinnert an einen römischen Geographen aus dem ersten Jahrhundert, der eine geheimnisvolle Höhle in der Nähe von Korykos in Kilikien beschreibt. Diese „koryzische Höhle“ ist dadurch charakterisiert, dass sie „zuerst durch eine gewisse angenehme Lieblichkeit anlockt und einlädt, bis diejenigen, die tiefer und tiefer eingedrungen sind, endlich ein gewisser Schrecken (*horror quidam*) und die Majestät der dort wohnenden Gottheit (*maiestas numinis illic inhabitantis*) vertreibt.“ In derselben Weise – meint Erasmus – finden sich in der Bibel „unzugängliche Stellen“, bei denen uns immer undurchdringlichere Finsternis umgibt, je mehr wir in sie einzudringen suchen. Sie zeigen uns die „unerforschliche Majestät“ Gottes und zugleich „die Schwäche des menschlichen Geistes“ und regen nicht zur Erforschung sondern zur Anbetung an. Mit anderen Worten: Wer sich mit der Schrift beschäftigt, begibt sich auf ein Terrain, das nicht ungefährlich ist. Schwierige Fragen führen in dunkle Gänge, aus denen man vielleicht nicht mehr heil herausfindet. Erasmus empfiehlt dagegen ein Gebiet des Christentums, das sowohl unverfänglich als auch lohnend ist: Die christliche Tat, das fromme Leben, das Ethos. Was Gott uns ganz klar erkennen lassen wollte – so Erasmus –, „das sind die Vorschriften für ein gutes Leben“.

Erasmus ist ein sympathischer Theologe – bis zum heutigen Tag. Warum über die Auslegung von dunklen Bibelstellen streiten, wenn doch keine einheitliche Klarheit dabei herauskommt? Warum nicht jedem Menschen seine Glaubensanschauung belassen, anstatt sie von irgendwoher normieren und andere dementsprechend missionieren zu wollen? Warum nicht die riesigen Aufgaben eines Weltethos anpacken, bei dem sichtbare Schritte aufgezeigt und gemeinsam gegangen werden können? „Die Lehre trennt“ – aber verbindet nicht das Dienen, das gemeinsame Erleben, die vielfältige Spiritualität?!

Luther widerspricht Erasmus aufs Heftigste. Die Heilige Schrift – das ist kein mehr oder weniger finsternes Höhlensystem: „So verhält sich die Sache in der Schrift nicht.“ Vielmehr ist die „Sache“ (*res*) der Schrift, also das, worum es in der gesamten Bibel geht, „nicht an einem abgeschiedenen Ort, sondern ... in aller Öffentlichkeit und vor aller Augen vorgeführt und ausgestellt“. Luther benützt dafür ebenfalls einen Vergleich: Wer die Heilige Schrift als dunkel und unklar bezeichnet, der benimmt sich wie ein Mensch, der nur aus dem Grund über die

mangelnde Sonne und einen dunklen Tag schimpft, weil er sich die Augen zuhält oder sich in einen finsternen Winkel verkriecht. „Es sollen also die elenden Menschen aufhören, die Finsternis und Dunkelheit ihres Herzens der völlig klaren Schrift Gottes in gotteslästerlicher Verkehrtheit zuzuschreiben.“ Die Dunkelheit liegt also keineswegs bei der Offenbarung Gottes, sondern bei der Unfähigkeit des Menschen: fundamental in der Finsternis seines Herzens, außerdem in seiner mangelnden Sprachkenntnis. Doch wird letzterem dadurch abgeholfen, dass die uns an einer Stelle dunkel dünkenden Worte von einer klaren anderen erleuchtet werden.

In diesem Zusammenhang spricht Luther von der doppelten Klarheit und doppelten Dunkelheit der Schrift: Wer Christus nicht kennt und Gottes Geist nicht hat, der versteht nichts in der Schrift, nicht einmal „ein Jota“. Denn alle Menschen haben ein verfinstertes Herz, das Gottes Handeln nicht erkennt. Dies ist ihre innere Dunkelheit. Diese kann und soll durchbrochen und erhellt werden durch die Verkündigung des Wortes Gottes der Heiligen Schrift. Denn äußerlich betrachtet ist die Schrift vollkommen klar, so dass „ganz und gar nichts Dunkles und Zweideutiges“ in ihr übrigbleibt. Warum ist dies so? Luther antwortet: Weil in Jesus Christus die Klarheit Gottes offenbart worden ist. Das überwältigende göttliche Geheimnis wurde kund getan. Die entscheidende „Sache“ ist ans Licht gekommen! Durch sie wird nun auch die Finsternis des Herzens durch Gottes Licht überwunden. Hans Joachim Iwand bemerkt dazu: „Die Klarheit der Schrift ist die Klarheit Gottes selbst, die sich auf dem Angesichte Jesu Christi spiegelt. Aus diesem Grunde, weil Jesus Christus die Klarheit Gottes und der Schrift zugleich ist, ist er Subjekt und Objekt ihrer Auslegung. Er öffnet uns den Sinn der Schrift (...) und ist selbst ihr Inhalt.“

Hier wird der Unterschied zwischen Luther und Erasmus unzweideutig erkennbar: Erasmus sucht aus der Bibel ein System christlicher Lehre zu erheben, das verstandesmäßig nachvollziehbar ist. Was seiner Ratio dunkel und unergründbar erscheint, das gliedert er in die Rubrik „Schweigen“ bzw. „Anbetung“ aus: Mit diesen Dingen ist so umzugehen, dass wir Gott „selbst in mystischem Schweigen verehren“.

Luther dagegen wird durch die Schrift überwältigt von der Offenbarung des dreieinigen Gottes. Nicht Auslegen und Verstehen stehen im Vordergrund, sondern Hören, Glauben und Gehorchen. Die Bibel ist zu allererst „Christusbuch“: „Nimm Christus aus der Heiligen Schrift, was wirst du außerdem noch darin finden?“ „Innere Klarheit“ bezeichnet somit den Vorgang, dass der dreieinige Gott durch das verkündigte Wort der Heiligen Schrift die Verfinsternung des menschlichen Herzens durchbricht und es mit seinem „wunderbaren Licht“ (vgl. 1.Petr 2,9) erfüllt, ja selbst als dieses Licht im Herzen aufstrahlt (2.Kor 4,6).

Steht in der Begegnung mit der Heiligen Schrift dieses pneumatische Geschehen, dieses Wirken des Heiligen Geistes, im Mittelpunkt, so hat dies notwendige Konsequenzen für den Umgang mit dieser Schrift. Paul Schempp fasst Luthers

Ausführungen mit den Worten zusammen: „Weil der Mensch, auch der heilige und gläubige Mensch, Sünder ist, weil er nur durch den Glauben gerechtfertigt wird, der Glaube aber immer nur Glaube an Christus und das heißt Glaube an das Wort ist, das gehört, also verkündigt werden muß, die Verkündigung wiederum ihren Inhalt nur aus der Schrift empfangen kann, so hat der Mensch vor der Schrift Halt zu machen, sich selber auszuschalten, den Anspruch der Schrift, Wort Gottes zu sein, nicht nur es zu enthalten, anzuerkennen, ohne irgend ein einschränkendes auswählendes Kriterium in Anwendung zu bringen, denn die Schrift sagt ihm ja, daß er gar kein solches Kriterium besitzt“, da er von Haus aus mit Blindheit behaftet ist.

Damit aber wird augenfällig, was die Grundlage reformatorischer Theologie charakterisiert: Weil mittels der Heiligen Schrift unsere Blindheit durch die Offenbarung Christi überwunden wird, darum ist diese Schrift Gottes Wort. Und weil die Schrift Gottes Wort ist, darum wird allein mittels ihr unsere Blindheit überwunden. Da sich beide Sätze gegenseitig begründen, ohne anderweitig begründet werden zu können, handelt es sich hierbei um ein *primum principium*, um eine unhintergehbare Grundlage evangelischer Theologie. Illustriert wird dieser Zusammenhang durch das Bild des Ringes: Es gilt: „Rund und rein, ganz und alles geglaubt, oder nichts geglaubt. Der heilige Geist läßt sich nicht trennen noch teilen, so daß er ein Stück sollte wahrhaftig und das andere falsch lehren oder glauben lassen. ... Denn alle Ketzler sind dieser Art, daß sie zuerst nur an *einem* (Glaubens-)Artikel anfangen, danach müssen sie alle hernach, und allesamt verleugnet sein, gleich wie der Ring, so er *einen* Sprung oder Riß kriegt, taugt er ganz und gar nicht mehr. Und wo die Glocke an *einem* Ort berstet, klingt sie auch nicht mehr, und ist ganz untüchtig.“ Im Blick auf diesen Glauben aber ist zu sagen: Paulus „zeigt: Es gibt nichts, unsere Lehre und Glauben zu erhalten, denn das leibliche oder schriftliche Wort, in Buchstaben gefasset und durch ihn oder andere mündlich gepredigt; denn es steht hie klar: Schrift, Schrift ... Darum rühme nur nicht viel vom Geist, wenn du nicht das offenbare äußere Wort hast ... Denn der Heilige Geist hat ja seine Weisheit und Rat und alle Geheimnisse in das Wort gefasset und in der Schrift offenbart“.

Vor diesem Hintergrund ist der verbreiteten Meinung entgegenzutreten, Luther sei mit seinem Ansatz „Was Christum treibet“ nicht weniger als ein Vorreiter für die Erhebung eines „Kanon im Kanon“ der Heiligen Schrift gewesen. So sehr er im Sinne des obigen Zitats die christologische Zuspitzung der gesamten Schrift hervorgehoben hat, so zurückhaltend war er mit einem Urteil, das die Einheit der Schrift in Frage gestellt hätte. Ein Hinweis mag dies illustrieren: Bekanntlich wird Luthers Qualifizierung des Jakobusbriefs als einer „strohernen Epistel“ als Paradebeispiel für den kritischen Umgang des Reformators mit der Bibel ausgegeben. Völlig übersehen wird dabei jedoch, dass Luther aus eben diesem Jakobusbrief seinen Paradetext für die Grundlegung der Ekklesiologie gewinnt: „So möge denn

diese These feststehen: daß die Kirche nicht geboren wird und nicht bestehen kann nach ihrem Wesen, es sei denn aus und durch das Wort Gottes. Denn so heißt es [nämlich in Jak 1,18]: 'Er hat uns gezeugt mit dem Wort der Wahrheit'."

Ungeachtet seiner persönlichen Meinung über den Jakobusbrief argumentiert Luther demnach mit dieser Aussage als dem Wort Gottes der Heiligen Schrift, der als solcher göttliche Autorität zukommt und die daher glaubend zu empfangen ist.

2. Das protestantische Dilemma: „Allein die Schrift“ – doch allein so, wie ich sie auslege!

In der Einleitung zu seiner Untersuchung „Luthers Stellung zur Heiligen Schrift“ aus dem Jahr 1929 skizziert Paul Schempp den im Blick auf die Bibel erfolgten Wandel von der Reformation ins 20. Jahrhundert mit den Worten: Die Heilige Schrift als alleiniger „Richter, Regel und Richtschnur, nach welcher als dem einigen Probestein sollen und müssen alle Lehren erkannt und beurteilt werden, ob sie gut oder böse, recht oder unrecht sein“ wurde andern Richtern, der Vernunft und dem Gefühl, unterworfen. Gesucht wurde „der Kern, das Unvergängliche“. Doch „wegen der Vielheit der angewandten Kriterien konnte jedes nur beschränktes Ansehen gewinnen und was die Kirchen als ganze nicht zu tun vermochten, das mußten nun die Einzelnen und die Gruppen in der Kirche mit ihren Kräften und Voraussetzungen versuchen, die Verbindung der Schrift mit der Gegenwart, die unhäretische Deutung der Offenbarungsurkunden. Weil heute die reformatorischen Kirchen im strengen Sinne weder Kanon noch Dogma mehr haben, so bedeutet die Freiheit des Protestantismus jetzt mehr als je Not und Verlegenheit gegenüber der Schrift.“ Alle kirchlichen und theologischen Probleme steuern daher stets auf die Doppelfrage zu: „Wo ist in der Schrift göttliche Offenbarung an uns und wie kann sie gehört und zu Gehör gebracht werden?“

D.h.: Das uns Menschen richtende und rettende Wort Gottes wurde menschlichen Richtern unterworfen, die zwischen göttlichem Kern und menschlicher Schale zu richten suchten. Dieses Gericht erwies sich in seinem Ergebnis jedoch als ein verwirrendes „Scherbengericht“, bei dem die Einsichten der Hermeneuten an die Stelle der Erleuchtung durch den Heiligen Geist traten. Die Unterscheidung zwischen Gotteswort und Menschenwort bezog sich nicht mehr auf den fundamentalen Gegensatz zwischen Gottes Offenbarung und unserer Blindheit, sondern sollte nun im Schriftwort selbst ausgemacht werden.

Was Schempp vor über 70 Jahren beobachtete, hat seitdem keine Lösung gefunden, sondern sich in der Zuspitzung der Problematik allenfalls verschärft und entsprechenden Unmut hervorgerufen. Einige Hinweise sollen das illustrieren:

So werden etwa die verschiedenartigen Methoden der historischen Kritik und die Weise ihrer Anwendung auch von den Exegeten selbst stets neu kritisch hinterfragt. Als ein Beispiel für viele sei das Urteil des Alttestamentlers Crüsemann

zitiert: „Die Triumphe oft geradezu ridiküler Literarkritik etwa, die ernst glaubt, das Handwerkszeug zu besitzen, zehn Schichten und mehr in wenigen Versen ausfindig machen zu können, wobei Plausibilität wohl schon gar nicht mehr erwartet wird, sind das eine. Die Abkoppelung vieler Untersuchungen von jeder Art von Relevanzfrage, ja selbst vom gesunden Menschen-verstand, das andere; sie wird vielfach gar nicht mehr als erstaunlich empfunden.“ Oder: „Die historisch-kritische Methode, einst erwachsen aus zentralen theologischen Fragen, droht aber nicht nur zu erstarren, sie erweist sich für viele als eine Variante westlicher tödlicher Wissenschaft und Technik, die das zerstört, was sie erforscht.“ Und: „Die systematisierte angebliche Interesselosigkeit der Exegese entspricht dem grundsätzlichen Desinteresse, auf das solche Exegese trifft.“

Für jede Form der Exegese stellt sich aber unabweisbar die Frage nach ihrer systematischen Relevanz. Dies wird auch dort erkennbar, wo die Auslegung geradezu einen Kahlschlag des Auszulegenden zur Folge gehabt hat. Das Verhältnis von Destruktion der Schrift durch die Exegese und der Verpflichtung zu ihrer (Re-)Konstruktion in der systematischen Bemühung wird besonders eindrücklich anhand der „Leben-Jesu-Forschung“ erkennbar. David Friedrich Strauß bilanziert im letzten Teil seines Werkes „Das Leben Jesu“: „Durch die Ergebnisse der bisherigen Untersuchung ist nun, wie es scheint, Alles, was der Christ von seinem Jesus glaubt, vernichtet, alle Ermunterungen, die er aus diesem Glauben schöpft, sind ihm entzogen, alle Tröstungen geraubt. Der unendliche Schatz von Wahrheit und Leben, an welchem seit achtzehn Jahrhunderten die Menschheit sich großnährt, scheint hiemit verwüstet, das Erhabenste in den Staub gestürzt, Gott seine Gnade, dem Menschen seine Würde genommen, das Band zwischen Himmel und Erde zerrissen zu sein.“ Strauß sieht sich damit vor die Aufgabe gestellt: „So ergibt sich am Schlusse der Kritik von Jesu Lebensgeschichte die Aufgabe, das kritisch Vernichtete dogmatisch wiederherzustellen.“ Hans Conzelmann beschreibt denselben Vorgang im Blick auf Rudolf Bultmann mit den Worten: Es ist gelungen, „auf dem Acker der historischen Skepsis eine systematische Christrose zu züchten“. Allerdings scheut sich Jürgen Roloff später nicht, das auf diese Weise entstandene Gebilde als „künstliche Papierblume“ zu beurteilen.

Indem protestantische Schriftauslegung naturgemäß nicht auf einen engen Kreis von Fachgelehrten beschränkt bleibt, finden sich auch heute vielfältige Äußerungen zum Sinn der Heiligen Schrift, die höchst subjektive Sympathien und Antipathien zur dogmatischen Grundlage ihrer Deutung erheben.

So setzen beispielsweise die Überlegungen des Präsidenten des „Deutschen Evangelischen Kirchentags“, Martin Dolde, zum apostolischen Glaubensbekenntnis mit der Einschätzung ein: „Ich nehme es [sc. das Credo] als Zusammenfassung des Glaubens der frühen ChristInnen gerne zur Kenntnis, doch werde ich immer leiser, wenn unsere PfarrerInnen uns auffordern, es im Gottesdienst zu sprechen. Ich werde deshalb leiser, weil diese Worte beginnen mit ‘Ich glaube’. Wie komme ich

dazu, ausgerechnet im Gottesdienst vor allen Leuten regelmäßig zu lügen? Oder ist die wissentliche Wiederholung einer Unwahrheit keine Lüge? Ich kann nicht glauben, dass Jesus vom Heiligen Geist gezeugt wurde. Ich kann nicht glauben, dass Maria Jesus als Jungfrau zur Welt gebracht hat. Ich kann nicht glauben, dass Jesus nach drei Tagen körperlich auferstanden ist. Aber ich habe verstehen gelernt, was mit diesen Sätzen gemeint ist. Viele Erläuterungen leuchten mir auch ein. Doch das hat mit einem Bekenntnis nichts zu tun. Es ist eine Aneinanderreihung von Aussagen und Bildern, die mir sehr viel über frühere Traditionen und Glaubenshaltungen sagen, aber die ich schlichtweg nicht glauben will. Warum auch?" Demgegenüber plädiert Dolde für Ehrlichkeit: Er versteht Glaube „als Vertrauen, dass wir in Gottes Hand stehen". Und schlägt als Formulierung vor: „Wir glauben an Gott, den allmächtigen Gestalter unseres Lebens, und an Jesus Christus, den Wegbereiter zum Reich Gottes." Auch hier wurde somit auf dem Acker der historischen Skepsis ein Züchtungsversuch unternommen. Die Frage ist nur, ob dieser dann auch Frucht tragen kann.

Angesichts der Frage nach dem christlichen Zeugnis gegenüber Israel befindet der württembergische Theologe Jochen Vollmer: „Schlimmste antijudaistische Zeugnisse stehen ja im Zweiten Testament und diese Zeugnisse können nur historisch-kritisch und sachkritisch ausgelegt werden. Der Irrtum ist nicht allein in einer falschen Auslegung der biblischen Texte begründet, sondern in einer so genannten ‘bibeltreuen’ Theologie, die nicht zwischen Gotteswort und Menschenwort in der Bibel unterscheidet, in dem fehlenden Mut eine Hermeneutik der Opfer biblischer Traditionen zu erarbeiten und zu sagen dass die biblischen Texte, die nicht dem Geist Jesu entsprechen, weil sie Opfer forderten, für den christlichen Glauben nicht verbindlich sein können." Als konkrete Beispiele benennt er: „1 Thess 2,14–16 – wahrscheinlich ein Einschub, den man Paulus nicht anlasten darf, weil auch Paulus einen Anspruch darauf hat, dass wir kein falsches Zeugnis wieder ihn reden – und Phil 3,2–9 sind schlimme antijudaistische Zeugnisse im Corpus Paulinum. Das Toraverständnis, das Paulus im Gal entfaltet – im Römerbrief hat er es dann wesentlich entschärft und zurückgenommen – ist eine antijudaistische Ungeheuerlichkeit, auch wenn man die Gegner, die Paulus im Gal im Auge hat, berücksichtigt." Eine judenfeindliche Haltung findet Vollmer in weiten Bereichen von Luthers Theologie: „Sie betrifft sein Verständnis des Gesetzes, seine Unterscheidung von Gesetz und Evangelium und seine kohlepechrabenschwarze Anthropologie, wie er sie gegen Erasmus in ‘De servo arbitrio’ entfaltet." Dagegen ist Israel gegenüber allein das Tatzeugnis angemessen: „Unser Zeugnis an Juden wird darin bestehen, dass wir die Tora des Bergpredigers und das Reich Gottes leben ... Darin bekunden wir dann auch, dass das universale Reich Gottes angebrochen ist und dass der Gekreuzigte lebt, welches Tatzeugnis wir niemandem schuldig bleiben dürfen. Unser Zeugnis gegenüber Israel kann m.E. allein dieses Tatzeugnis sein."

Diese sehr verschiedenartigen Beispiele machen eines deutlich: Das sich stets wiederholende Problem ist nicht die Anwendung von historischen Methoden der Auslegung als solchen, sondern vielmehr die Anwendung eines Instrumentariums, das einem subjektiven dogmatischen Vorverständnis unterworfen wird. Damit aber wird der eingangs beschriebene besondere Charakter der Heiligen Schrift missachtet.

Wenn Gott zu uns redet, dann kann die angemessene Reaktion nur Hören und Gehorchen sein. Dies gilt insbesondere auch dann, wenn dieses Wort menschliche Einsicht, Erfahrung oder Einschätzung in Frage oder gar auf den Kopf stellt. Nicht angemessen ist dagegen die Infragestellung des göttlichen Anspruchs an uns durch die zweifelnde Rückfrage: „Ja sollte Gott gesagt haben ...?“

Da Gott durch sein Wort der Heiligen Schrift redet und nicht – wie am Sinai – unter begleitendem Donner und Erdbeben, sind alle denkbaren Formen des Widerspruchs gegen dieses Reden ungleich einfacher als für das Volk Israels damals. Doch tragen wir dafür auch die damit verbundenen hohen Kosten: Wenn unsere menschliche Kritik an der Anrede des Dreieinigen Gottes in Anwendung historischer Methodik der Schriftauslegung diesen Anspruch zum Verstummen gebracht hat, dann hören wir aus der Bibel nur noch das Echo unserer eigenen Einfälle. Damit aber wird die heilsame, weil Gottes Heil in Christus offenbarende und schenkende Lehre ersetzt durch die Gedanken von heillosen Menschen, die doch gerade auch als Theologen auf Gottes Heil angewiesen sind. Was aber hülfe es einer Kirche, wenn sie durch solche Weise der Auslegung nicht mehr Gottes Pflanzung sein wollte, sondern zur Zuchtanstalt verschiedenartigster Papierblumen mutiert wäre?

Die Konsequenzen dieses Zum–Schweigen–Bringens des Wortes Gottes werden in unserer Kirche allorts und auf durchaus unterschiedlichen Seiten beklagt: Prediger geben in ihren Predigten ihre eigenen Einfälle zum Besten, statt dass sie als Ausleger der Schrift nicht aufhören, Hörer, und zwar „Vollhörer“ der Schrift zu bleiben und gerade so Zeugen des Evangeliums, Sprachrohre des göttlichen Heils sind. Kirchenleitungen sind durch unterschiedliche subjektive Bibeldeutungen, die einander widersprechen, paralysiert und daher unfähig, in zentralen Fragen christlichen Glaubens und Lebens Entscheidungen zu treffen, die die Not wenden. Studierende werfen mit dem Eintritt ins Vikariat ein Gutteil der angesammelten theologischen Kenntnisse wie lästigen Ballast über Bord, um frei zu werden für die Herausforderungen der „Praxis“ – und um dann ggf. ihrerseits irgendwelchen Konzepten zur Erreichung eines wie auch immer gearteten gemeindlichen Erfolgs anheim zu fallen.

Die Frage drängt sich auf: Muss man die Illustration des Erasmus, die der koryzischen Höhle, nicht geradezu als Prophetie werten, die bis in unsere Zeit hinein vielfältig erfüllt wurde? Haben seine Nachfahren in der römisch-katholischen Kirche nicht recht, wenn sie auf den Protestantismus verweisen und zum Ausdruck

bringen: So geht es notwendigerweise zu, wenn die Bibelauslegung aus der Verantwortung des Lehramtes in die freie Verfügung der Kirchenmitglieder gelegt wird. Es entsteht heillooses Chaos, in dem sich am Ende jeder für den Papst hält – und das auf den verschiedenen Ebenen kirchlicher Existenz.

3. Der biblische Zuspruch und Anspruch: Hören auf die Stimme des guten Hirten

Welche Möglichkeiten der Lösung aber bieten sich an? *Eine* Antwort von beeindruckenden Dimensionen stellt die römisch-katholische Kirche dar. Sie legt die Schrift im Kontext der kirchlichen Tradition durch das dafür zuständige Amt autoritativ aus.

Doch Luther hatte diese Stimme als „Menschenwort“ bestimmt und grundsätzlich von dem in der Heiligen Schrift uns begegnenden „Gotteswort“ unterschieden. Evangelische Kirche gibt es somit nicht anders als mit dem Kampfruf „sola scriptura“. Doch in welcher Weise soll dieser gehört und zu Gehör gebracht werden?

Ein wegweisendes Beispiel dafür findet sich in Luthers Klärung des Ortes der Kirche in den Schmalkaldischen Artikeln. In der Beantwortung der Frage, wo denn die heilige christliche Kirche anzutreffen sei, verweist er auf einen fundamentalen Vorgang: Kirche ist die Schar der „Schäflein, die ihres Hirten Stimme hören“. Daran erweist sich die heilige christliche Kirche, deren Heiligkeit nicht in Äußerlichkeiten begründet ist, „sondern im Wort Gottes und rechtem Glauben“. Über die mittelalterliche Kirche wird somit geurteilt: „Wir gestehen ihn[en] nicht [zu], daß sie die Kirche sein, und sind's auch nicht, und wollen's auch nicht h[ö]ren, was sie unter dem Namen der Kirche gebieten [o]der verbieten.“

Daraus ergeben sich weitreichende Konsequenzen im Blick auf die Bedeutung der Heiligen Schrift für die Kirche. Bei der Bibel handelt es sich demnach offenbar nicht um ein altes Buch, das *meiner* Interpretation bedarf, um von *meinen* Schäflein überhaupt verstanden zu werden. Vielmehr begegnet uns hier nicht weniger als die Anrede des „Erzhirten“ (1.Petr 5,4) an seine Herde aus allen Zeiten und Völkern. Weil diese Stimme zunächst in einer ganz konkreten geschichtlichen Situation ergangen ist, weil Gott in der Geschichte gehandelt und geredet hat, darum schließt das Hören auf diese Stimme natürlich ein: dass die Grammatik erkannt und die Bedeutung der Begriffe erhoben wird; dass die Einzelheiten des politischen, sozialen, historischen Kontextes untersucht werden. Aber in, mit und unter dieser Rückfrage nach den historisch zu erhebenden Gegebenheiten bleibt A und O aller Auslegung: das Horchen auf *diese Stimme*. Denn diese ist tatsächlich allein hier zu hören. Tatsächlich kann es allein um *diesen Christus* gehen, allein um *seine Gnade* und den *Glauben an ihn*. Diese Exklusivpartikel sind unaufgebbar; der stets neu erwogene Weg zurück zur römisch-katholischen Kirche ist kein evangelisch gangbarer Weg.

Luther war sich bewusst, dass die „Freigabe“ der Heiligen Schrift in die Hände, die Augen und die Köpfe der Christen mit Risiken und Nebenwirkungen verbunden ist – die wir bis heute beklagen. Aber für ihn stand völlig ausser Frage, dass diese Risiken in keiner Weise die Wohltat aufwiegen würde, die der Gemeinde durch die Wiederentdeckung des Wortes Gottes der Heiligen Schrift in den Schoß gelegt wurde. Wiederentdeckung der Schrift aber war identisch mit dem wirkmächtigen Erweis des lebendigen Gottes selbst, d.h. des Gottes, der in seinem Wort den Sünder richtet und wunderbarerweise rettet. Dieser Sünder aber ist kein abstraktes oder distanziert zu beschreibendes Wesen, sondern dieser Sünder bin ich selbst – und damit auch dieser Gerechtfertigte.

Bezeichnet die Formulierung „sola scriptura“ somit nicht weniger als dieses durch den Heiligen Geist gewirkte Geschehen, als diese pneumatische Realität, so hat auf dieser Grundlage auch die Auslegung der Heiligen Schrift zu erfolgen. Dabei ist vor allem zu beachten, dass die Geschichtlichkeit der göttlichen Offenbarung gerade nicht als Geschichts *bedingtheit* im Sinne einer gebrochenen Darstellung der Offenbarung missverstanden werden darf, die dann erst durch menschliche Auslegung von ihren jeweils als allzu menschlich empfundenen Partien gereinigt werden müsste. Vielmehr enthüllt uns die Heilige Schrift Gottes Gegenwart *in* der Geschichte, die wir gerade so –und nur so – haben.

Solche Auslegung entlockt der Schrift dann nicht irgendwelche mehr oder weniger einleuchtenden Gedanken, die mittels rhetorischer Kunstfertigkeit weitervermittelt werden. Vielmehr gründet sie – inmitten aller menschlichen Unzulänglichkeit – auf dem Auftrag und der Verheißung Jesu: „Wer euch hört, der hört mich“ (Lk 10,16). Luther wehrt sich vehement gegen eine Auffassung, die menschliches Tun und göttliches Wirken voneinander trennt: „Der Mensch predigt, dräut, straft, schreckt und tröstet, der heilige Geist aber wirkt; item, der Diener tauft, absolviert und reicht das Abendmahl des Herrn Christi, Gott aber reinigt das Herz und vergibt die Sünde. O nein, mitnichten nicht; sondern wir schließen also: Gott predigt, dräut, straft, schreckt, tröstet, tauft, reicht das Sakrament des Altars und absolviert selber; wie denn der Herr Christus sagt: ‘Wer euch hört, der hört mich’.”

Bedenkt man, dass auch die wissenschaftlich verantwortete Theologie keinen anderen Aufgabenbereich als eben den der Auslegung und Anwendung der Heiligen Schrift im Rahmen der beschriebenen pneumatischen Wirklichkeit hat, so ergeben sich daraus auch Konsequenzen für den Studienbetrieb an einer Fakultät. Lehrende und Lernende wissen sich vor diesem Hintergrund als gemeinsam Hörende, gemeinsam zum Glauben Berufene und gemeinsam zum Bekenntnis zum Dreieinigem Gott Gerufene. Sie sind in dieser Gemeinschaft des Glaubens auch je und je von Zweifeln Angefochtene, die des gegenseitigen Zuspruchs und Beistands bedürfen. Wird diese geistliche Realität negiert, so kommt es zu folgenschweren Fehlentwicklungen, die Albrecht Peters z.B. im Blick auf die Seelsorgeausbildung

mit den Worten beschreibt: „Immer wieder wird berichtet, daß in der gruppendynamischen Ausbildung von Theologen geistliche Fragen oder gar Glaubensnöte tabu sind.“ „In ihren [sc. der durch S.Freud geprägten Theologen] Schriften breitet sich ein tiefes Schweigen aus über unser Existieren im Angesicht Gottes, über das Glaubenszeugnis und das Gebet. Die Krise der Seelsorge erweist sich als Krise des Glaubens.“

4. Schluss

Die Frage nach dem Ort der Bibel in der evangelischen Kirche berührt nicht weniger als den Lebensnerv, das Fundament dieser Kirche. Indem sie sich als „Kirche des Evangeliums“ bezeichnet, ist sie nicht anders als auf dem gelegten Grund Jesus Christus, als *creatura verbi*, als aus dem wirkmächtig redenden Gott selbst. Indem sie eben so ist, ist sie dieses als auf dieses Wort der Heiligen Schrift Hörende, und zwar allein und ganz auf diese Schrift Hörende.

Sobald jedoch Hören und Gehorchen durch eigenmächtiges Reden und vielfältige Gesetzlichkeit ersetzt, mithin das richtende Wort Gottes in die kritisch zu hinterfragende Gotteserfahrung von Menschen verkehrt wird, verliert die evangelische Kirche den Grund unter ihren Füßen. Sie wird vielleicht noch mit einem Verweis auf vergangene Reformationszeiten ihre Eigenständigkeit gegenüber der römisch-katholischen Kirche verteidigen können; sie wird dies aber wenig überzeugend tun, wenn sie dies lediglich mit einer von vielen möglichen Deutungsvarianten biblischer Texte begründet.

„Wieviel Bibel braucht die evangelische Kirche?“ Diese Frage will und kann nicht irgendwie quantifizierend beantwortet werden. Denn die *evangelische* Kirche braucht die Bibel weder als Dekoration noch als Ballast. Sie braucht sie vielmehr als Quelle allen Lebens, und dies nicht aufgrund irgendeiner sakrosankten Beschaffenheit, sondern als unlösbar mit Gottes Reden und Handeln verknüpfter Urkunde seiner Zuverlässigkeit und Treue. Aus ihr erwachsen kraft des Heiligen Geistes die *assertiones*, die allein das Herz fest und gewiss machen. Was aber für den Einzelnen gilt, das hat für die Kirche als Ganze Gültigkeit: Indem sie ihre eigene Armut erkennt und ihre Bedürftigkeit bekennt, d.h. die Schrift, das Wort, den Christus braucht, gilt ihr die Verheißung ihres Herrn: Selbst die Pforten der Hölle werden die auf den Felsen dieses Wortes gegründete Kirche nicht überwältigen.